

# Da braut sich was zusammen

Sie fühlen sich vom alten Staat verraten und von der neuen Gesellschaft im Stich gelassen: Jugendliche in der ehemaligen DDR schwanken zwischen Selbstmit-

leid, Heimweh nach früher und Wut auf das allzu westliche Einheitsdeutschland. Jugendforscher sehen die Mauer zwischen Ost und West „höher als je zuvor“.

**L**inks oben im Regal steht eine Buddel Ost-Pils, weiter unten eine aufblasbare Miniaturinsel mit integrierter Palme. Zwei Gartenzwerge grinsen eine Gipshand an, die blutverschmiert auf einer Brotmaschine liegt.

Die Dekoration im Wandschrank des Ost-Berliner Cafés Westphal wirkt entzückend anarchisch. Der kleine Aufstand gegen den guten Stil hat Kraft, die Botschaft kommt rüber: Nichts ist hier bürgerlich und bieder, niemand will schick sein nach westlichem Maßstab.

Auch die Speisenfolge auf der Schiefertafel ist nichts für Ästheten. Allerweltskost mit West-Flair und sozialistische Sättigungsbeilagen werden tellerfertig zusammengekocht: „Hähnchenbrust Hawaii mit Mischgemüse und Röster“ – so schrecklich kann die Einheit schmecken.

Ost und West passen eben nicht zusammen, und das soll, verdammt noch mal, hier deutlich werden. In der Kneipe am Kollwitzplatz will die Szene vom Prenzlauer Berg unter sich bleiben. An die schweren Holztische ziehen sie sich zurück, wenn sie das Gerede von der besseren, der gesamtdeutschen Zukunft wieder einmal satt haben.

West-Jugendliche, sofern sie sich hereintrauen, werden vom Personal angemuffelt und vom Publikum geschnitten. Hier sitzen Ostler und wälzen Ost-Probleme.

„8,60 Mark für ein Gericht, das kann ich mir nicht leisten“, sagt Holger, 23, und rückt seine Nickelbrille gerade. „400 Mark für mein Zimmer, die neuen Lehrbücher, ein paar Winterklamotten, und mein Bafög-Antrag ist noch nicht bewilligt.“

Eine gute Stunde beratschlagt der Kneipenbesucher mit Freunden, wie Studium, Jobsuche und die Finanzierung des Alltags zu bewältigen seien. „Was für armselige Themen“, sagt Maria Voigt, 21, die das Gespräch am Nebentisch mithört: Nur noch über Miete und Versicherungen, über Beruf und Arbeitslosigkeit redeten junge Leute neuerdings.

„Früher“, erinnert sich die Studentin, „trafen wir uns, um uns halbwegs geistreich zu unterhalten.“ Wenn da mal einer von einer Reise nach Paris zurückkam, gab es für zwei Wochen

Gesprächsstoff, „und am Ende“, erinnert sich Maria, „fühlten wir uns, als wären wir alle weit weg gewesen“.

Es fällt oft, dieses „früher, im Vergleich zu heute“, und wenn junge Ostdeutsche wie Maria sich erinnern, sehen sie seltsam grau und alt aus. Früher, als es die DDR noch gab – da schwingen Wehmut, Trauer und Trotz durch die Sätze: früher, in der guten alten Zeit.

Der blonde Enrico, 17, mit dem Ring im Ohr, müßte eigentlich froh sein über die neue Zeit. Das Leben ist bunt und voller neuer Töne. Endlich kann sich der Schlagzeuger von der Punk-Band „Kirchendiebe“ die T-Shirts kaufen, die ihm gefallen, und

Platten von den Lieblingsgruppen „The Clash“ und „Slime“, und zum Konzert von den „Toten Hosen“ kommt er auch.

Trotzdem. Die Welt sei schlecht neuerdings, findet Enrico. Ein Punk macht sich nun mal Gedanken über Arbeitslosigkeit und so. Das haben die Vorbilder der bunten Straßenkinder in England schließlich auch getan, und die Ost-Punks können es nun nachvollziehen: In Sachsen, in Riesa, wo Enrico lebt, geht es jetzt wie im Norden von England zu.

Die neue Zeit hat das Elend nach Riesa gebracht. Das Stahlwerk, von dem die Kleinstadt abhängig ist, macht zu. Und in ihren Songs singen die „Kirchendiebe“ von einer Verzweigung, die



Fotokünstler Rost: In Zwickau no future, in Rostock null Bock – ist so die Jugend



Studentin Voigt: „Als wären wir alle weit weg gewesen“

In einer Zeit, in der, wie der Ost-Berliner Jugendpfarrer Wolfram Hülsemann sagt, „die Konfliktkessel der Gesellschaft erst heiß werden“, da selbstbewußter, gestaltungswilliger Nachwuchs gebraucht würde, droht eine ganze Generation in Melancholie, Selbstmitleid, Zynismus und Wut zu versacken.

Von der Wucht, mit der das neue Leben über sie hereinbricht, fühlen sich Jugendliche und Heranwachsende total erdrückt: Chaos in den Schulen, wo im Hauruck-Verfahren alle autoritären Kaderstrukturen abgeschafft werden sollen; Streß zu Hause, wo Eltern ohne Arbeit rumhängen, das Geld knapp wird und die Miete steigt; Horror vor dem eigenen Leben,

in dem kein Job mehr sicher, keine Zukunft mehr garantiert ist.

Derzeit sind in den neuen Bundesländern 170 132 Jugendliche arbeitslos. Bei den unter 20jährigen stieg die Zahl von 14 447 Mitte 1990 auf jetzt 42 649, bei den 20- bis 25jährigen schnellte sie von 40 252 auf 127 483 – Tendenz: steigend.

Stark zugenommen hat der Alkoholkonsum unter jungen Leuten. Harte Drogen, sagt der Berliner Jugendsenator Thomas Krüger, seien noch nicht so verbreitet, aber die Schüler schnüffeln schon Klebstoff und Lösungsmittel. Sekten und spiritistische Gruppen haben Konjunktur. Statt der Lust auf die große Freiheit packt existentielle Furcht viele der Jungen. „Jetzt muß icke viel mehr Angst haben“, sagt Sabine Schreiter, 20, aus Berlin-Treptow, die auch „det Balinern“ als Teil ihres Erbes gegen das Einheitsdeutsch verteidigt. Früher fing der Staat einen wieder auf, ehe man sozial völlig abstürzte. „Jetzt hilft einem keener mehr, wenn man ganz unten ist“, meint die arbeitslose Friseurin.

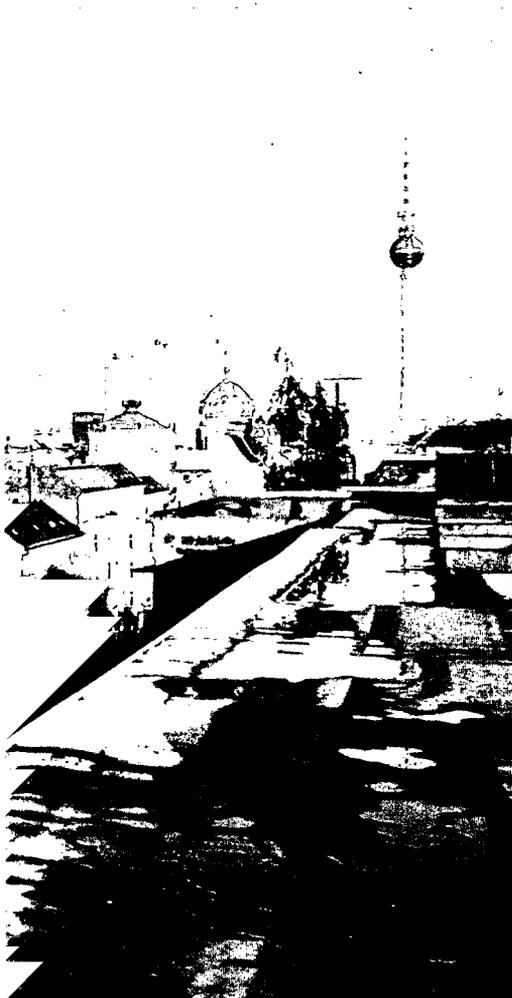
Das Mädchen mit den braunen Korkenzieherlocken, das in der elterlichen Wohnung ein Zimmer mit ihrer Schwester teilt, wird vermutlich niemals Schlagzeilen machen. Sie zählt zu jenen, die weder die Leistung verweigern noch Asylantenheime anzünden und die doch auf keinen Fall zu angepaßten und karrieregeilen Ost-Yuppies werden wollen. Auf eine leise, aber konsequent trotzige Weise zeigt diese un-

manche von zu Hause, aus dem eigenen Wohnzimmer kennen, wo die Mutter arbeitslos geworden ist und zu saufen anfängt.

Dabei hatte alles so verheißungsvoll begonnen. Als Glücksmoment der Geschichte empfand Andreas Rost, 25, die Monate kurz vor und nach der Maueröffnung. Wehmütig erinnert er sich an jenen legendären 9. November, der sich am vergangenen Wochenende gerade zum zweiten Mal jährte. Da saß der Fotograf als Studentenvertreter am Runden Tisch in Leipzig, „und es war völlig egal, woher wir politisch kamen, wir wollten einfach etwas für unsere Stadt tun“.

Der Runde Tisch aber wurde weggeräumt, und als dann die Einheit kam, die Treuhand und das ganze neue System – da wurden Leute wie er nicht mehr nach ihrer Meinung gefragt. Die Zeit seit der Vereinigung empfindet Andreas als eine Serie von Niederlagen.

Da braut sich was zusammen unter jungen Ostdeutschen, ein destruktives Lebensgefühl: Vom alten Staat verraten, vom neuen im Stich gelassen, richten die einen ihre Depressionen zerstörerisch nach innen, andere dreschen sich den Frust aus dem Leib. „Eine beängstigende Anstiegswelle von Selbstmorden und Selbstmordversuchen“ beobachtet der Berliner Jugendmediziner Christoph Hilsberg. Andererseits steigt unaufhörlich die Zahl der Opfer von jugendlichen Terrorbanden in Ostdeutschland.



im Osten Deutschlands?

fällige Mehrheit, wie wenig sie mit der neuen Einheitsgesellschaft zu tun haben will.

Friedensaktivist Andreas, der beim Neuen Forum „damals“ dabei war, ist eigentlich ein Bilderbuch-Junior für die Leistungspostle aus Bonn. Der Fotokünstler – gerade hatte er in Ost-Berlin eine Ausstellung – ist gelernter Schmied. Der gebürtige Dresdner verkörpert einen Typus, wie er wohl nur im Sozialismus heranwachsen konnte. Während er kluge Sätze formuliert, stützt er den Kopf in eine Arbeiterhand, die wie geborgt aussieht zu der schmalen Figur. Zitiert er Habermas und Kant, dann wirkt er wie ein Studierstube-Hocker; doch kaum auf der Straße, marschiert er mit athletischen Schritten, die das Mithalten schwierig machen.

Andreas meint, er sei „sehr preußisch erzogen“, zu Hilfsbereitschaft, Bescheidenheit, Disziplin. Aber mitarbeiten, etwa in eine Partei eintreten, für diesen Staat politisch etwas tun? Da bricht er in zynisches Gelächter aus: „Nie wieder.“

Nur zehn Prozent der Jugendlichen im Osten können sich vorstellen, politisch aktiv zu werden. Zwischen 80 und 90 Prozent, ergaben jüngste Umfragen, fühlen sich als Bürger zweiter Klasse, halten rückblickend die DDR in Fragen der sozialen Sicherheit für überlegen und wollen auf keinen Fall in den Westen.

Der Schlachtruf „Go west“, die Parole des Aufbruchs und der Hoffnung, kommt vielen heute wie eine Verhöhn-



Punkband „Kirchendiebe“: „Die Welt ist schlecht neuerdings“

nung vor. Der Rausch jener ersten Tage nach der Maueröffnung, die Verheißungen von Coca-Cola, Sony und Benetton sind der nüchternen Erkenntnis gewichen, daß man als Ossi allenfalls am Grabbeltisch dabei ist.

„Es ist so entwürdigend“, sagt Tilman Gersch, 26, „daß man jetzt soviel rechnen muß.“ Früher gab es nicht viel, aber das Wenige konnten sich alle leisten. Inzwischen, klagt der junge Regisseur vom Ost-Berliner Theater der Freundschaft, haben er und seine Freundin einander „wegen Geld sogar schon mal angeschrien“.

Kaum einer der arbeitslosen Jugendlichen kommt mit der Stütze hin, jeder vierte muß konsequent am Essen sparen. Bei Tilman reicht es „nur noch für die Plastikwurst von A&P“, und er raucht auch „keinen guten Tabak mehr“.

Längst regt sich Widerstand gegen jenen Westen, der einst der Ort der Sehnsucht war – und heute nur noch als Blendwerk empfunden wird. Der Leipziger Künstler Andreas Hinkel, 32, malt apokalyptische Visionen. Auf seinem Bild „Angst und Wirklichkeitsträume“ kämpft ein Mensch gegen eine schwarzrotgoldene Überschwemmung.

Mit Graffiti wie „Ostsee bleibt“ protestieren sie am Rostocker Werftgelände gegen westliche Politiker, die ihnen,

klagt Lars, 22, von der kostenlosen Verhütungspille bis zur Facharbeiterausbildung mit Abitur sogar „die echt starken Vorteile des DDR-Daseins abgelinkt“ haben. Und die 15jährige Isabell hängt in ihrem Wohngemeinschafts-Zimmer die Fahne mit Hammer und Zirkel auf – nicht weil sie der SED nachtrauere, sagt die Ost-Berlinerin, „sondern weil die DDR irgendwie mehr mein Land war“.

Der Absturz vom Jubel zum Frust, fand das Zentralinstitut für Jugendforschung in Leipzig heraus, kam gegen Ende vergangenen Jahres. Nach einem kurzen, euphorischen Begegnungssommer zwischen Teens und Twens in Ost- und West-Berlin sieht der Jugendforscher Michael Kruse „die Mauer höher als je zuvor“. Vertraute Zusammenhänge, sagt die Bonner Jugendministerin Angela Merkel, seien zerbrochen, „neue Sicherheiten für viele noch nicht absehbar“. Und ostdeutsche Soziologen rechnen damit, daß „die Zukunftsangst der Normalfall“ wird.

Unter gewaltbereiten Jugendlichen, so die Analysen, sei der Höhepunkt von Haß und Aggression gegen alles Schwache und Fremde noch lange nicht erreicht. Und bei den weniger Rebellischen, beobachtet Peter Förster von der Leipziger „Gesellschaft für Jugend- und Sozialforschung“, „wird die Nostalgiequelle, eine Romantisierung der DDR und Rückwendungen zu deren Werten stärker werden“.

Plötzlich sehnen sie sich nach einer Geborgenheit, auf die sie nur zu gern gepfiffen hätten, als es die DDR noch gab. Solange ihre Füße unter dem



Arbeitslose Friseurin Schreiter  
„Jetze hilft einem keener mehr“

Tisch von Mutter Margot und Vater Erich standen, fanden die meisten ihrer Welt zwischen Rotfront und Blauhemd schrecklich eng. Ihre Träume spielten jenseits des Stacheldrahts. Wer konnte schon ahnen, daß es außerhalb des miefigen Elternhauses gleich derart ungemütlich werden würde?

Kurz nach dem Aufbruch in die Freiheit sehen sie nichts als Schikanen – und das Leben mit 20 noch mal zu überdenken, empfinden die meisten als Zumutung. Als die Lehrlinge der Rostocker Neptun-Werft vor drei Jahren ihre Ausbildung an der Ostsee begannen, stand für Rohrschlosser Jörg, 19, fest: „Nach der Lehrzeit hat man eine lebenslange Anstellung sicher.“

Wohnen im Lehrlingswohnheim, das einem Gefängnis-Neubau ähnelt, zu dritt in einem Zimmer mit Etagenbetten, Gemeinschaftsklo und -dusche auf dem Flur – so was nahm Raik, 18, einer der letzten Stahlschiffbau-Lehrlinge mit Abitur, „notgedrungen hin, denn es stand ja auch was dafür“. Mädchen haben keinen Zutritt zu den ungepflegten



Rostocker Lehrlingswohnheim: „Am besten, man hat keine Freundin“



Schiffbaulehrling Schachtschneider  
Der Sinn ist verloren

Wohnkartons. „Am besten“, sagt Tischler Tom, 19, „man hat gar keine Freundin.“

Jetzt ist der Sinn der ganzen Ausbildung verlorengegangen. Raik wollte Lehrer für Polytechnik werden, ein Beruf, den es nun gar nicht mehr gibt. In Jörgs Arbeitsbrigade fürchten 15 von 25 Kollegen, nach der Lehre nicht übernommen zu werden. Und Tom sattelt um, denn auf der Werft ist bald Schluß. Bei Neptun wird das letzte Schiff gebaut – trübe Aussichten.

Ein Leben in Gewißheiten weicht einer Zukunft ohne jede Sicherheit. Damit fertig zu werden, erklärt der Leipziger Jugendsoziologe Wilfried Schubarth, setze „eine andere Mentalität und höhere Flexibilität“ voraus, als die Ju-

gendlichen in der DDR erwerben konnten.

Dem dicken Jörg treibt es eine Zornesfalte zwischen die Augen. Er hat von den Jungen Pionieren über FDJ bis zur Gesellenprüfung ordnungsgemäß sein Plansoll als heranwachsendes Mitglied der sozialistischen Gesellschaft erfüllt, und „nun soll das auf 'mal nicht mehr reichen“. Auf die Frage, was er bei den ersten freien Wahlen denn angekreuzt habe, kriegt der brave Junge einen roten Kopf und schweigt. Er macht dicht. Er will nicht laut sagen, daß er zu den Bonner Parteien kein Vertrauen hat.

Wer weiß, ob nicht wieder irgendein Feind mithört. Sieht nicht so aus, als ob dieser kräftige junge Mann so bald dafür zu gewinnen wäre, am neuen Deutschland mitzubauen.

Schlagartig nach der Maueröffnung sollten sie alle erwachsen werden. Auf einmal mußten sie sich selber für Schulen und Berufe entscheiden, mußten mit Geld umgehen, eine Meinung haben, Parteien aus dem wildfremden Westen wählen. Dabei sagt Andreas, der politikerfahrene Fotograf, „hat das System der DDR doch bloß funktioniert, weil das ganze Land ein einziger großer Kindergarten war“.

Alle spielten Sozialismus, jeder wußte, daß gemogelt wurde – doch keiner ließ sich etwas anmerken. Seit Mitte der achtziger Jahre, das hatten schon die

Forscher in der DDR herausgefunden, nahm das Zugehörigkeitsgefühl ostdeutscher Jugendlicher zu ihrem Staat zwar spürbar ab; doch solange es ihn gab, stellt Wolfgang Kühnel, Jugendsoziologe an der Berliner Humboldt-Universität, fest, entwickelte diese Generation „müheles eine doppelte Identität“.

Die Schüler hatten Lügen und Halbwahrheiten zwar durchschaut; „die Ideologie“, so der Ost-Berliner Erziehungswissenschaftler Michael Tiedtke, sei an ihnen jedoch „abgeperlt wie das Wasser am Regencap“. Im Schulalltag habe das dann so ausgesehen: „Lehrer haben eine Funktion zu erfüllen, und wir haben eine Rolle zu spielen, und das machen wir halt.“

Der gemeinsame Feind, die repressive Regierung und ihr Überwachungsapparat, stärkte das Verständnis für die jeweilige Zwangslage und förderte den Zusammenhalt. So war die Bindung von DDR-Jugendlichen an die Eltern stärker und inniger als bei Jugendlichen im Westen. Selbstverständlich nahm Andreas Rost das Abzeichen von der Friedensinitiative „Schwerter zu Pflugscharen“ ab, als sein Vater ihn darum bat. Der Vater war Trainingsmeister im Ballett der Dresdner Semperoper, „und die drohten“, erinnert sich Andreas, „ihn meinetwegen nicht mehr reisen zu lassen“.

So merkwürdig es klingt: Den Jugendlichen fehlt nun gerade ein klar zu ortendes Feindbild. Auch eine negative Identifikation, das lehrt die Psychologie, stiftet Identität. Und weil alle wußten, wie schwierig jeder Widerstand war, bedurfte es nur wenig, um

aufzufallen im Mitläufer-Grau: ein bißchen ungezogen und schon ein Held.

Wie Apo-Veteranen hegen Toni Krahl und seine Kollegen von der DDR-Rockband „City“ die Erinnerung an die Zeit, als man noch ganz genau wußte, wer auf der richtigen, der rebellischen, Seite stand. An 1987 beispielsweise, als die Erziehungsministerin Margot Honecker befand, die Combo habe die „sozialistische Plattform“ verlassen.

Von einem „halben Glück“ in einem „halben Land“ sang die Gruppe damals

dem Staatssystem hier, Stasi und so“, sagt die sanfte Sabine. Vor der Wende hat sie zur Gruft-Szene gehört – weißgeschminkte Gesichter, kohlschwarze Augen, selbstgenähte Totengräber-Klamotten. Ihr fehlten weder die Levi's noch die Lockerheit. „Icke hatte ja alle, ickle hab' mich echt wohl gefühlt.“

Weil sie die Jugend für die Zukunft brauchten, verhätschelten die SED-Opas ihre Enkel ganz schön. Die FDJ war finanziell üppig ausgestattet, kontrollierte vor der Wende 10 500 Klub-

sie war auch sehr bequem und, vor allem, für jeden erschwinglich. Jetzt werden die staatlichen Jugendklubs geschlossen oder privatisiert, und die erhöhten Eintrittspreise kann kaum einer bezahlen.

In den verbliebenen kommunalen Treffs dürfen die Kids zwar plötzlich selbst entscheiden, wie sie ihre Räume streichen und was sie dort veranstalten wollen. Doch die meisten wissen mit der neuen Freiheit wenig anzufangen, oder sie haben einfach keine Lust, etwas sel-



SED-Jugendideologen Krenz, Margot Honecker, UdSSR-Jugendführer Pastuchow mit Jungen Pionieren in Berlin 1981

und vom traurigen Leben „Wand an Wand“, mit einer Mauer dazwischen – eine Provokation, die der Band hohe Ehren eintrug. Denn „damals“, sinniert Krahl, „hat sich sogar das Politbüro mit uns befaßt. So was soll uns der Gröne-meyer erst mal nachmachen“.

Die Jüngeren hatten gar keine Zeit, auf Distanz zu ihrem Staat zu gehen: „Icke bin nie so konfrontiert worden mit

und Kulturhäuser, unterhielt ein Reisebüro und einen Verlag, war Besitzerin von Diskotheken, Schirmherrin von Kultur- und Sportveranstaltungen und initiierte in Hörfunk und Fernsehen Jugendprogramme – inklusive des zur Wendezeit frech gewordenen Senders „DT 64“ und des Magazins „Elf 99“.

Die Rundumbetreuung ging zwar vielen Jugendlichen auf die Nerven, aber

ber zu machen. Gefragt, wie sie sich ihre Freizeit wünschen, starren die Jungen und Mädchen im Schweriner Jugendklub „Dreesch I“ nur auf den Boden. Disco vielleicht, immer wieder kommen sie bloß auf Disco.

Lauter Duckmäuser, Anpasser, Opportunisten, alle unselbständig, ungeduldig und undankbar – ist so die Jugend im Osten? In Zwickau no future,



1.-Mai-Demonstranten in Erfurt 1989



Fackelzug zum 40. Jahrestag der DDR 1989

**Organisierte DDR-Jugend:** „Die Ideologie ist abgeperlt wie das Wasser am Regencap“

in Rostock null Bock? „Wir wissen schon“, räumt Maria ein, „daß auch vieles besser geworden ist.“ Die freiberufliche Journalistin hat nach der Wende zu schreiben begonnen – „das wäre sonst wohl nicht passiert, und das ist jetzt mein ganzes Glück“. Eine Reise nach Amsterdam hat sie sehr genossen, und jetzt freut sie sich darauf, ein halbes Jahr lang Sprache und Menschen in London kennenzulernen.

Es gibt auch sie: die Unternehmertalente, die am Berliner Prenzel-Berg originelle Lokale eröffnen; die Mutigen, wie Oliver Schwarzkopf, 24, der in Leipzig einen Kleinverlag gegründet hat und vom Wiederaufbau des „Graphischen Viertels“ träumt, in dem einst Brockhaus, Reclam, Insel residierten.

Da ist der Abiturient Thomas Körner, 19, der so schnell wie möglich studieren und dann Politiker werden will – Vorbild: Hans-Dietrich Genscher. Und da sind junge Dynamiker wie der gelernte Schlosser Peter Mann, 28, der in Rostock jahrelang nur davon träumen konnte, als Balletttänzer sein Leben zu bestreiten; nach der Maueröffnung wurde er von einem westdeutschen Choreographen entdeckt und tritt demnächst in der Hamburger Kampnagelfabrik auf.

Sie alle wollen ihre alte DDR nicht wiederhaben. Aber um so weniger können sie verstehen, daß nun so gar nichts von ihnen bleibt, „daß unser ganzes Leben“, sagt die Friseurin Sabine, „einfach unter den Teppich gekehrt wird, bloß weil wir kein Geld haben“.

Wie drastisch der Bruch mit der Vergangenheit ist, hat die Leipzigerin Ulrike, 22, erlebt. Da sollte sie kürzlich in einem Behördenformular ihr Geburts-

land angeben und wußte plötzlich nicht mehr, welches das war. „Die DDR gibt es ja nicht mehr.“ Der Studentin Maria macht die Vorstellung zu schaffen, „daß mein Kind, wenn ich mal eins habe, nicht mehr befragen wird, woher ich komme“. Sie fühlte sich, als ob sie „aus dem Barock direkt in die Gegenwart geraten“ wäre.

Eine Art ostdeutscher Wertkonservatismus breitet sich unter jenen aus, die befürchten, die westliche Walze werde nicht nur die volkseigenen Betriebe, sondern gleich auch die kulturellen Eigenheiten der Ex-DDR platt machen. Auf der Suche danach, wie deutsch die DDR war und was Deutschsein in der großen Bundesrepublik heißt, verschwimmen die Grenzen zwischen links und rechts.

Im Osten, sagt der Berliner Jugendsenator Krüger, sei eine „Wagenburgmentalität“ entstanden, die „sowohl mit rechten als auch mit linken Ideologemen aufgeladen“ werden könnte. Die Tendenz nach rechts habe sich lange vor der Wende angekündigt. „Unter der Decke“ hat der Thüringer bei seinen Landsleuten „viel Germanophiles“ wahrgenommen. Gemessen an diesem latenten Nationalismus, hält es Krüger noch für ein harmloses „Nachholbedürfnis an allem, was deutsch ist“, daß bei Jugendlichen derzeit Autoren wie Ernst Jünger und Carl von Clausewitz im Kommen sind.

Eine „neue Form der deutschen Romantik“ beobachtet der Theatermann



Abiturient Körner (vor Bundestagsposter) Genscher als Vorbild

Tilman Gersch an sich und anderen. Endlich könne er seinem Sohn die Burg Runkel an der Lahn zeigen, nach welcher der Ritter Runkel in einem DDR-Comic benannt war. Tilman hortet historische Bücher von der „Geschichte der Bolschewiki“ bis zu den gesammelten Werken des Alten Fritz. Er meint das „gänzlich unnationalistisch“, aber er will „Deutschland auch wieder als etwas Schönes“ sehen dürfen.

Wolfgang Thierse, Sozialdemokrat aus Thüringen, warnt vor „einer linken Melancholie“, einer „eigentümlichen DDR-Sentimentalität unter Leuten zwischen 15 und 25“. Der Verlust der gemeinsamen Utopie und die Suche nach „einer neuen Einfachheit“, meint der SPD-Parteivize, könne „auch nach rechtsaußen führen“.

Der West-Berliner Soziologe Michael Rutschky malt gar das Schreckgespenst einer „Revolte von rechts“ an die Wand, „vergleichbar mit der 68er Studentenbewegung“: Die Kinder des DDR-Establishments, die sich durch den verordneten Antifaschismus frei von historischer Schuld fühlen, könnten sich „des Deutschtums in allen Facetten bemächtigen“. Damit, orakelt der Alt-68er, würden sie sowohl die eigenen Eltern als auch die Alten im Westen zur Verzweiflung treiben. Ihr Motiv: Die Westdeutschen seien allzu amerikanisiert, die DDR-Bürger „dem wahren Deutschtum irgendwie näher geblieben“. Was junge Leute wie die



Dresdner Neonazis: „Dem wahren Deutschtum irgendwie näher“

Studentin Maria meinen, wenn sie vor einer Invasion aus dem Westen warren, ist allerdings das genaue Gegenteil eines Rückfalls in die Deutschtümelei.

Maria will etwas bewahren, das sie „das Slawische an den Ostdeutschen“ nennt. „Unsere Identität“, sagt die Berlinerin, „hatte mehr mit Rußland, mit Osteuropa zu tun als mit der

DDR.“ Russische Sprache, polnische Filme, osteuropäische Literatur – Einflüsse, die jahrzehntlang die Kultur der DDR geprägt haben – und nicht nur wirtschaftliche Not hätten zu jenem wärmeren Lebensklima beigetragen, das Ex-DDRler jetzt so oft beschwören.

Es muß diese Geborgenheit wohl gegeben haben, wenn sie jetzt so vielen fehlt. Doch Kultur- und Bildungspolitik,

die auch das Erbe der DDR zur Kenntnis nähme und manches davon bewahrte, steht unter Politprofis nicht zur Debatte.

Die meisten Jugendlichen in den neuen Ländern machen sich da keine Illusionen. Maria hat sich damit abgefunden: „Entweder die Geborgenheit oder die Freiheit, wahrscheinlich kann man nicht beides haben.“

# „Ich war stolz auf dieses Land“

SPiegel-Interview mit Leipziger Abiturienten über ihr Leben in Ostdeutschland vor und nach der Wende



Claudia Benndorf



Robert Handrow



Katharina Door

Claudia Benndorf, 19, hat eine Ausbildung als Reiseverkehrskauffrau begonnen. Robert Handrow, 18, will im kommenden Frühjahr die Abschlußprüfung seiner Drucker-Ausbildung mit Abitur ablegen. Katharina Door, 19, studiert im ersten Semester Wirtschaftsmathematik. Franka Jentzsch, 18, besucht die Abiturklasse eines Gymnasiums.



Franka Jentzsch

**SPiegel:** Ihr seid in der DDR geboren und aufgewachsen. Seit einem Jahr seid ihr nun Bundesbürger. Wie fühlt ihr euch dabei?

**CLAUDIA:** Ich bin Ossi. Ich will meine Vergangenheit nicht verstecken. Die hat mich geprägt, die macht mich aus. Wenn mich jemand fragt, wo ich herkomme, sag' ich „Ex-DDR“. Nicht Deutschland.

**KATHARINA:** Ich kann nicht sagen „Bundesbürger“, denn es ist ja nicht wahr, daß wir die gleichen Rechte haben. Wir verdienen weniger, wir kriegen fremde Gesetze übergestülpt.

**FRANKA:** Ich fühle mich als Leipziger, das war schon immer so. Verstecken kann man das sowieso nicht, die Sachen hört man ja überall raus.

**ROBERT:** Ich fühle mich als Leipzig-Connewitzer. Deutschland ist mir egal.

**SPiegel:** Was habt ihr dagegen, Deutsche zu sein? Ihr seid die FDJ und Margot Honecker los, ihr habt neue Freiheiten...

**FRANKA:** Was habe ich denn davon? Meinen Ausbildungsgang, Berufsausbildung mit Abitur, schaffen sie ab. Und meine Lehrstelle haben sie mir eh gekündigt. Jetzt kann ich froh sein, daß ich noch einen Platz auf dem Gymnasium bekommen habe, und ich muß ein ganzes Schuljahr doppelt machen.

**CLAUDIA:** Ich wollte eigentlich Sport studieren – ich bin Leistungsschwimmerin –, und das lasse ich jetzt bleiben. Denn etwas habe ich schon gelernt über den Kapitalismus: Entweder du willst eine Familie und ein ordentliches Heim und ein geregeltes Leben – oder die Karriere. Beides kannst du dir gleich abschminken als Frau. Sehe ich doch an meiner Mutter: Die hat in ihrer neuen Arbeit nicht mal Zeit fürs Mittagessen.

**SPiegel:** Wo arbeitet sie?

**CLAUDIA:** Auf dem Arbeitsamt. Krisenfester Job.

**ROBERT:** Ich bin einer der letzten, die noch gleichzeitig Abi und Lehre machen

können, meinen Job als Drucker habe ich noch. Und ich finde vieles ziemlich mies, was zur Zeit in der Schule passiert. Zum Beispiel sagt der Gesellschaftskundelehrer neulich, daß wir jetzt nicht mehr Ethik und Philosophie haben. Was soll das? Spielt das denn alles keine Rolle mehr?

**SPiegel:** Immerhin geht es heute in der Schule viel freier und lockerer zu. Oder hättet ihr gern die strammen alten Zeiten zurück?

**KATHARINA:** Sicher, es war vieles ziemlich übel. Aber vieles war eben auch gar nicht so schlecht.

**SPiegel:** Was denn?

**FRANKA:** Man wußte, wo es langgeht. Und einen sicheren Job hatte man auch.

**SPiegel:** Habt ihr früher an die DDR geglaubt?

**KATHARINA:** Mir hat die DDR damals nur Gutes gegeben. Negative Seiten? Die habe ich nicht bemerkt. Ich hatte ja ein klares Ziel, ich wollte Ma-